

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
Band: 82 (2008)

Artikel: Tannhupper und Leelifotzel : Sagen der Nachbarn am Hochrhein
Autor: Fasolin, Werner / Fricker, Traugott / Müller, Albin
Kapitel: Rheinfelden
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747020>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bezirk Rheinfelden

210 Die Alrune und der Schneider

Rheinfelden

Die Alrune, so sprach der Rheinfelder Kapuziner zu einem armen Schneider, ist ein wunderliches Tier, das nachts mit Rollaugen umgeht. Wenn du dir aber meine Vorschriften merkst, so kannst du es leicht fangen und brauchst dann weder am Tag Hosen zu bletzen noch abends erst Mist zu stehlen, um deinen kleinen Acker düngen zu können. Aber ihr selbst musst du hübsche Kleider machen und alle Tage frisch anlegen. Dies liess sich der Schneider nicht zweimal sagen und er lauerte gleich in der ersten Nacht bis zwölf Uhr auf dem Kreuzweg. Das Tier erschien. Zwar passte es nicht genau zur Beschreibung des Kapuziners und glich, wenn man die funkelnden Augen des unbegreiflichen Kopfes übersah, nur einem mittleren Haushund. Umso geschwinder ging der Schneider auf das Glückstier los, packte es in seine Hutte und warf es daheim in den Geissenstall. Aber ehe er wieder abschloss, legte er ihm seinen einzigen Spartaler sorgfältig unter den Bauch. Er konnte den Morgen nicht recht erwarten und war kaum wieder in den Stall getreten, als er statt des einen nun hundert neue Taler auf der Streue fand, dem gestrigen ersten haargleich. Schnell raffte er die Taler alle zusammen, kaufte den an sein Rübenfeld stossenden Acker des Nachbarn um hundert und einen Taler, und morgen, dachte er sich, wenn ich den Stall wieder aufgemacht habe, zahle ich ihm die daran grenzende Matte dazu. Der Morgen kam, der Alraun lag geduldig auf der Streu, aber nicht ein einziger Taler dabei, kein Rappen war zu sehen. Der Schneider hatte den zuerst gelegten Taler zu behalten vergessen. Nun war dieser ausgegeben und die Zauberkraft des Tieres damit versiegt. Was war zu tun? Er holte seine Hutte, trug das Tier in den Wald zurück und rannte heim, um sein neues Feld schnell wieder zu verkaufen. Doch nun schwanden nicht bloss die hundert Taler, sondern der Schneider wurde noch viel ärmer als zuvor, und seit man ihn bei der letzten Hungersnot begraben hat, sieht man auch den Alraun stets bei seinem Totenkreuz liegen.

211 Die Zaubermelkerei

Ein Steinhauer aus Zell erzählte: «Ehe ich Meister war, schaffte ich eines Winters in einer Steingrube bei Rheinfelden. Neben mir arbeitete ein Geselle, der, wenn er

Durst hatte, seinen Spitzhammer in den Gerüstbalken schlug, auf dem sein Arbeitsstein lag, dann aus dem Stiel des Hammers Milch in seinen Filzhut molk und daraus nach Herzenslust trank. Als er mir auch einmal zu trinken anbot, dankte ich und sagte, ich wisse nicht, was das für Milch sei. Darauf erwiderte er: Dies ist gewöhnliche Kuhmilch. Der Bauer, dem die Kuh gehört, weiss aber nicht, warum sie ihm so wenig Milch gibt, und noch weniger, dass er mich, einen Steinhauer, zum Melker hat.»

212 Vom Scharfrichter Mengis

Der Scharfrichter Mengis war, wie der Gewährsmann sagt, weit herum bekannt als Heilkünstler. Er arbeitete mit Sympathie und auch mit Spiegeln. Folgende Geschichte wird von ihm erzählt: Einer aus der Landschaft arbeitete in Basel an einer Kanalisation. Unterwegs hängte er den Kittel auf. Der Zahltag war drin. Abends war der Zahltag verschwunden. Am Sonntag darauf ging der Mann zum Mengis, um den Dieb feststellen zu lassen, denn Mengis hatte den Stein der Weisen. Mengis sagte dem Mann, er sei zu spät gekommen, der Stein sei trüb, der Dieb bleibe unsichtbar.

213 Mengis und Hexenglaube

213a Die Tochter eines Posamenters kann, wenn sie einmal angefangen hat die Webstange zu ziehen, nicht mehr aufhören, bis ihr jemand aus der Familie die Stange anhält. Sie laufen zum Scharfrichter, der hilft.

Meine Mutter kannte als ledig eine alte Nachbarin, d Gschworene-Hansene. Diese konnte weder lesen noch schreiben. Man sagte auch von ihr, sie sei eine Hexe. Manche Kunst hatte sie sicher von den Zigeunern, die oft in ihrem Wagenschopf übernachteten durften. Einmal machte sie Folgendes: Im Erdgeschoss ihres Hauses wohnten Posamenter mit zwei jungen Mädchen. Diese beiden konnten plötzlich nicht mehr mit Weben aufhören, bis Vater und Mutter sagten: «Se höör au!» Das ging so acht Tage. Da ging der Vater nach Rheinfelden zu Scharfrichter Mengis. Der sagte: «Die won ech das aatoo het, isch it wiit. Wenn der hei chöömet, isch si uf der Laube und luegt Ech bös a.» Alles stimmte – und so hörte es damals auf.

213b In Schloss-Diegten gibt es ein Haus, das man das Höfli nennt. Darin lebte vor vielen Jahren eine Frau, die mehr konnte als Brot essen. Einem Nachbarn war sie besonders übel gesinnt. Diesem fiel eines Nachts auf, dass die Kühe im Stall so brüllten. Als er am andern Morgen nachschaute, hatte jemand ihre Schwänze ineinandergeflochten. Eines andern Morgens waren alle Tiere losgebunden, obwohl er sich erinnerte, dass er sie vor dem Schlafengehen angekettet hatte. Als aber seine schönste Kuh eine Missgeburt zur Welt brachte, ging er nach Rheinfelden zum Scharfrichter Mengis und bat ihn um Abhilfe. Mengis steckte ihm ein Bildchen einer Frau zu. Das sollte er in den Kaminschoss hängen und davor beim Einnachten dreimal einen Spruch aufsagen, den ihm Mengis aufschrieb. – Der Mann tat, wie ihm geheissen. Und alsbald hörte man im Haus der Übeltäterin ein fürchterliches Wehgeschrei. Im Stall aber herrschte von nun an Ordnung, und die Tiere gediehen.

214 Mengis entdeckt eine Hexe

Eine Hexe hatte ihrem Nachbarn das Kind verhext, dass es keine Ruhe mehr fand. Der Familienvater suchte Hilfe beim Scharfrichter Mengis in Rheinfelden. In aller Frühe trat er seine Wanderung nach Rheinfelden an, denn er durfte niemanden grüssen, der ihm unterwegs begegnete.

Mengis führte ihn in ein dunkles Zimmer vor einen Spiegel und hiess ihn hineinblicken. Mit einem Ausruf des Entsetzens fuhr der Vater des Kindes zurück: «Der Tüüfel nääm mi, es isch d Jörkene!» Mengis verkündete nun dem erschrockenen Mann, die Hexe werde am folgenden Tag zu ihm ins Haus kommen, um etwas zu leihen. Man solle ihr aber die Türe nicht öffnen und keine Antwort geben, sonst stürbe das Kind.

Es kam wirklich so. Die Jörkene erschien am andern Tage und wollte etwas leihen. Leider hatte die Frau Erbarmen mit ihr und gab ihr Bescheid. Das Kind aber starb, wie der Scharfrichter vorausgesagt hatte.

215 Scharfrichter und Hexe

Meine Grossmutter, geboren 1863, erzählte mir: Als deine Mutter klein war, wollte sie nie wachsen und lachte auch nie. Da ging dein Grossvater nach Rheinfelden zum Scharfrichter Mengis. Der liess ihn in einen Spiegel schauen und sagte: «Die Frau, die



Mengis entdeckt eine Hexe

Andrea Ferraro

ihr seht, wird in euer Haus kommen. Stellt ihr Brot und Wein auf! Wenn sie nach dem Abschneiden das Brot verkehrt auf den Tisch legt, dann hat sie euer Kind verhext, und ihr sollt sie nie mehr ins Haus lassen.» Mein Mann schaute und erschrak – er sah die Hebamme. Zu Hause befolgte er den Rat, und alles stimmte. Da wurde die Hebamme nicht mehr hereingelassen. Das Kind aber wuchs und lachte wie die andern.

216 Mengis ist stärker als eine Hexe

Mein Grossvater in Rünenberg hatte viel Unglück im Stall. Als er keinen Ausweg mehr wusste, ging er zum Scharfrichter Mengis nach Rheinfelden. Dieser gab ihm ein Bündelchen mit, das er im Stall aufhängen musste. Kurze Zeit danach kam die Chleijoggene, eine Hexe aus Zeglingen, und verlangte die Entfernung des Bündelchens. Sie überschritt aber die Türschwelle nicht.

217 Mengis hilft gegen Hexerei

Eine Familie in Gelterkinden wurde heimlich von einer Hexe geplagt. Als die Not kein Ende nehmen wollte, beschlossen die Leute, den Scharfrichter Mengis in Rheinfelden um Abhilfe zu bitten. Mengis übergab dem Abgesandten der Familie eine Nadel. Diese sollte hinter sieben Schlössern verwahrt werden. Ausserdem durfte man keinem Menschen etwas davon sagen. Der Rat wurde befolgt und die Nadel in eine Kasette mit sieben Schlössern eingeschlossen. Bald darauf kam eine Frau ins Haus und forderte die Entfernung des Schutzmittels. Zuerst zögerte man. Auf ihr dringendes Bitten entsprach man schliesslich ihrem Wunsche. Bevor sie das Haus verlassen konnte, musste sie «das Wasser fahren lassen».

218 Scharfrichter Mengis entdeckt Diebesgut

Dem Vater meiner Grossmutter, der fürs Leben gern jagte, war eine hölzerne Fuchsfalle abhanden gekommen, die er im Wald gestellt hatte. In der Hoffnung, der Rheinfelder Scharfrichter werde sie wieder beibringen können, begab er sich dorthin. Weil er un-

terwegs mit keinem Menschen reden durfte, brach er schon früh um vier Uhr auf und wanderte über den Berg, um ja niemandem zu begegnen. Erst um acht Uhr kam er in Rheinfelden bei dem Mann an, von dessen geheimen Kräften er sich Hilfe versprach. Er durfte aber sein Anliegen nicht vorbringen. Mengis fragte ihn: «Ist etwas verloren gegangen?» – «Nein.» – «Aber gestohlen worden?» – «Ja.» – «Geht jetzt nur heim. Ihr werdet das vermisste Geschirr in dem hinteren der beiden Heiterlöcher im Giebel gegen das Gässlein finden.» Als man nachsah, steckte die Fuchsfalle richtig dort.

219 E Woorsäägere hilft

Inere Familie het eis vo de Chinder immer brüelt und it welle schlofe. Derno si si uf Riifälde zunere Woorsäägere. Die het gseit, das Chind wärd vo öpperem plogt, si müese jeden Obe s Bettli miteme Stücke uusschmire. Si heige das gmacht, und s Chind heig besser gschlofe.

220 Ein Rheinfelder Kapuziner entlarvt einen Übeltäter

Zwei Wenslinger besaßen je eine Steingrube und stellten Wassersteine her. Der eine war geschickter als der andere, und dieser wurde neidisch. Plötzlich wurde jedesmal, wenn der Schnellere einen Wasserstein fertig hatte, dieser über Nacht zerschlagen. Wenn man früher etwas auf dem Herzen hatte, ging man ins Kloster nach Rheinfelden. Das tat auch der Geschädigte und fragte einen Kapuziner um Rat. Der zeigte ihm einen Spiegel und sagte: «Schau hinein, dann siehst du ihn!» Da sah er den von der anderen Steingrube. «Jetzt darfst du ihm etwas anwünschen», sagte der Kapuziner. «Nein, ich will nur, dass er sich bei mir entschuldigen muss.» – Tatsächlich kam der andere und bat um Entschuldigung.

221 Graf Hirmiger besiegt die Ungarn

Im zehnten Jahrhundert überschwemmte das wilde Reitervolk der Ungarn fast Jahr für Jahr die deutschen Lande. So kamen sie auch an den Rhein. Nachdem sie St. Gallen

und Reichenau geplündert hatten, lagerten sie sich vor dem damals auf einer Rheininsel gelegenen Kloster Säckingen. Da sie keine Fahrzeuge hatten, gelang es ihnen vorderhand nicht, hinüberzukommen.

Damals herrschte im Frickgau Graf Hirmiger. Auf dem sogenannten Herrenrain gegenüber der heutigen Dorfkirche in Schupfart soll seine Burg gestanden haben. In aller Stille liess er die Fricktaler Bauern aufbieten. In der Gegend von Hermenstal war der Sammelpunkt, und von dort brach er mit den Seinigen durch das Burstel hervor. Es war Nacht, und alles im feindlichen Lager schlief. Beim Vorrücken liess der Graf die brennenden Fackeln in irdenen Krügen und Töpfen verbergen und diese dann vor den hunnischen Zelten unter gewaltigem Kriegsgeschrei plötzlich zerschlagen. Das Geklirr der zersplitternden Gefässe, die plötzlich erleuchtete Nacht, das irre Fackellicht in aberhundert erhobenen Händen trieb den erschreckten Feind, der sich einem gewaltigen Heer gegenüber vermutete, in eilige Flucht. Von diesem Geräusch wurde die ganze Gegend später die Rüschele geheissen. Ein Teil der Fliehenden wurde in den Rhein gesprengt, ein anderer stromabwärts verfolgt. Noch in Rheinfelden versuchte sich ein Haufe festzusetzen, aber auch hier warf sie Graf Hirmiger hinaus, und das Tor, durch das sie entrannen, hiess davon früher Hermännlistor, nun aber Fuchsloch.

222 Die Rüschelesage

In grauer Vorzeit zogen die Hunnen von Ungarn her bis zum Bodensee. Ja, nicht genug, sie folgten dem Rhein nach Westen, nahmen Laufenburg und Säckingen ein und überschwemmten auch die Gegend von Rheinfelden. Die Stadt Rheinfelden selbst sollte in ihre Hände fallen.

Auf dem Kapuzinerberg errichteten sie ihr Feldlager und begannen, von dort aus die Stadt zu bedrängen. Voller Angst und wildem Schrecken hatten sich die Bewohner des Städtchens und der Umgebung in die nahen Wälder geflüchtet. In einer Nacht versammelten sie sich auf der Höhe des Olsberger Berges. Unter grossem Geschrei und Ruuschen oder Rüüschen stürzten sie vereint den Berg hinunter auf den Feind. Der ergriff in völliger Überraschung die Flucht, und Rheinfelden war gerettet.

Seit jener Zeit heisst der Abhang oberhalb der Brauerei Feldschlösschen, von dem aus seinerzeit der Angriff erfolgte, Rüschen.

223 Herkunft des Namens Hüningen

Im Anfang der Regierungszeit Heinrichs I. (919–936) zogen die Ungarn durch Schwaben und nach einer vergeblichen Belagerung von Konstanz in das Rheintal, wo sie alles mit Mord und Brand verwüsteten. Auch Säckingen soll bei diesem Anlass mit fast allen seinen Einwohnern verwüstet worden sein. Auf beiden Seiten des Rheins schwärmte der schreckliche Feind. Da stellte sich ein Graf oder Edler aus dem Fricktal, namens Herminge, mit sechs wackeren Söhnen an die Spitze schnell gesammelter Scharen. Anfangs musste er sich vor der Übermacht hinter Rheinfelden zurückziehen, dann aber stürzte er sich im Dunkel der Nacht auf den schlaf- und weintrunkenen Feind, während auf den Bergen ringsum Flammenzeichen leuchteten, und was dem Schwerte entging, fand sein Grab in den rauschenden Fluten des Rheins.

Jetzt zimmerte sich der Hunne Führen aus den Tannen des Schwarzwaldes, setzte bei Hüningen über den Rhein und lagerte sich drüben auf der Stätte, wo jetzt noch, nach der Sage, Grosshüningen des Volkes Namen tragen soll.

224 Die Sage vom Sankt-Anna-Loch

Dort wo der grüne, wildschäumende Rhein nördlich des Burgkastells vorüberzieht, liegt das von den Schiffen gefürchtete Sankt-Anna-Loch. Seinen Namen hat es von der Burgkapelle Sankt Anna erhalten, die einst nebenan im Königsschloss, dem Stein zu Rheinfelden, gestanden hat. Der Rhein soll hier unheimlich tief sein. Unter den gischtenden Wellen fahren scharf zerklüftete Felsen im Zickzack in den Abgrund und bilden Höhlen. Noch nie hat hier der Strom die Leiche eines ertrunkenen Menschen freigegeben, die da hinuntergespült wurde. Dies ist die Stelle, an der der Bruchrand einer zweihundert Meter tiefen Verwerfungsspalte quer durch den Rhein zieht.

Vor vielen hundert Jahren kamen von Osten her in unser Land die gefürchteten Ungarn, auch Hunnen genannt. Sie plünderten, mordeten und brannten und zerstörten Städte und Dörfer. Es gelang ihnen, auch das Städtchen Rheinfelden einzunehmen. Seine Bewohner und die Bevölkerung der umliegenden Dörfer hatten sich vor ihnen in die Wälder geflüchtet. Von Hunger und Kälte geplagt, unternahmen sie voll Verzweiflung in einer finsternen Nacht einen Angriff auf das besetzte Städtchen. Ihr Heldenmut wurde

reichlich belohnt. Völlig überrascht und in grosser Bestürzung floh der Feind aus dem Städtchen über die Rheinbrücke. Von den nachdrängenden bewaffneten Bürgern und Bauern hart bedrängt, warf der Hunne voller Hast eine goldene Glocke, die er als Raub mit sich führte, über die Rheinbrücke hinunter in die schwarze Flut. Seither liegt diese goldene Glocke im Sankt-Anna-Loch begraben, und kein Mensch wird sie je bergen können.

225 Die Sebastianbruderschaft

Noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts erzählte man in Rheinfelden eine Sage über die Herkunft der Sebastianbruderschaft: Vor vielen Jahrhunderten kam die Pest den Rhein herauf und wütete gar schrecklich in Basel. Tausende von Menschen starben. Bald erreichte der Schwarze Tod, wie die Leute sagten, auch das benachbarte Städtchen Rheinfelden. Schon bald fand sich kein Totengräber mehr, und die Leichen lagen unbeerdigt vor den Häusern auf der Strasse und verpesteten die Luft. Alles starb hin bis auf zwölf alte Männer. Die riefen den heiligen Sebastian als Nothelfer an. Da sang ein Vögelein vom Himmel herab von heilenden Kräutern. Solche pflückten die Männer und erhielten sich damit am Leben. Dann einten sie sich zu einer Totenbruderschaft, pflegten die verlassenen Kranken und bestatteten die Toten. Diese Verbrüderung besteht heute noch. An dem Tage, da jenes Vögelein erschien, müssen nun alljährlich zwölf Ratsherren oder auch sonst dafür bestimmte Bürger den Morgen in der Stadtkirche zubringen. Nachmittags ziehen sie zu einem gemeinsamen Mahl in ein Haus, das man für das älteste der Stadt hält. Es soll aus Heidenzeiten stammen und ein Schatz darin verborgen liegen. Zu Weihnachten um Mitternacht halten sie dann in langen Mänteln und Laternen tragend einen Umzug und singen an den alten Stadtbrunnen das uralte Weihnachtslied «Die Nacht, die ist so freudenreich allen Kreaturen». Am letzten Tag des Jahres, am Silvesterabend, erbitten sie in der letzten Strophe des Neujahrsliedes den Beistand des heiligen Sebastians:

*Wir wünschen Euch zum neuen Jahr,
Den heiligen Sebastian,
Dass er in Kriegs-, Pest- und Todesgefahr
Mit seiner Fürbitt uns wolle beistahn
Er wird uns beistahn und das ist wahr,
Wir wünschen Euch allen ein gutes neues Jahr!*

226 Bürgermeister Gast

Vor mäng hundert Joore si uf dene Bärge und Hüblen im Fricktal, im Solothurnischen und im Baselbiet zäntume gar vil so hööchi Schlösser und Burge gstande. Me gseet jetz nur no verrissni Muure dervo, d Flädermüüs und Nachtheuel halten iri nächtliche Musterig drin. Dört hän riichi, vornäämi Heere gwoont. Und die hän denn au d Riifäl-der nit am beste möge, wills die scho dozmoole alli wil mit de Schwiizere gha hän.

Sällmol het en riiche Müller z Riifälde uf der Heeremüüli gwoont. Er isch sälber im Stadttrot gsii und, wie me seit, Bürgermeister derzue. Und ebe de het mit dene Ritters verabredet, wien er iine d Stadt weli verroote. Und er het eim e heiligen Eid gschwoore, se znacht am zwölfi bim Sankt-Johanns-Töörli iinezloo, wens em e paar tausig Gulde gääbte.

S isch scho spot im Herbst usse gsii, vor Allerheilige zue, wo inere finstere Nacht de Sturm hätt selle loosbräche. Kei Seel het draa dänkt, alles het rueig gschlofe. Sogar d Wächter bim Riitor und am Obertor hän in iire Wachtstüblene guetherrlich gschnarchlet. Au d Chatze hän si scho lang vo allne Dächere aabe gmacht, hän d Schwänzli gringlet und si au iuduuslet. Liislig isch do der bös Müllermeister Gast umedüüsselet, het ei Sack um der ander dusse vor sim Huus ufbunde und het d Sprüer uf d Strossestei lo sürle, so tief, ass me drinn hätt chönne waate. Goot ächter d Wält zgrund, chunnt bald der Jüngst Tag, ass de Giizhraage si tüüri Waar eso verzettlet? Nei, wie d Mitternacht ummen isch und s am Turm zwölfi schloot, so rite si zum Riitor ie, und so mängs Rossiisen über die Sprüer do unghört bis zum Stadtbrunne füüre cha cho, so mängs tausig Gulde isch em vom Find zuegseit.

Aber di liebi Muettergottes sälber het nid welle, ass e sone schwarze Verrot sett glinge. Und do isch si uf dene Stadtmuure zrings umegloffen und het alli Uure vorgrichtet, eb der Gast no fertig und der Find vor em Tor parat gsii isch. Do chunnts denn em Leerbueb vom Schmiid im Sankt-Johannes-Gässli so vor, as wenn scho de Morge wett aabräche, es het ämel schiints justemänt vieri gschlage. Er stoot weidli uf und will am Storchenäst-Brunne go Wasser hoole für d Schmitten-Ess. Do gseet er bin eren unbegriffleche Helli zerst d Gass dick mit Sprüer bestreut und höch uf em Obertorturm d Muettergottes bi der Uur, mit ere prächtige Chroonen uf em Hoor und vo me Chranz umgee. Und es isch em, as gsääch er, wie si mit irnen eigne wiisse Finger der Uurezeiger vo zwölfi uf de Morgen am vieri aanedrääit. De Bueb gseet das, lauft gschwind zrug is Huus und weckt si Meister. De springt uf, macht Lärmen und die ganz Noochberschaft verwacht. Ghööred iir jetz d Sturmglöge lüüten und gseend er, wie d Bürger mit Spiess, Äxt, Hellebarden und Säägesse zäämespringe zum d Ringmuure go bsetze? Und der



Bürgermeister Gast

Armin Haltinner

Find? Woner das gseet, as alls üüberen isch, so isch em s Härz i d Hoose gheit, und er het si dervo trauust.

Was meinet iir aber, was me mit em Verröoter sälber aagfange het? In e grooss Chessi voll süttigs Öl händs en gsetzt, döört, wo jetz im Roothuus d Füürsprütze stöönd, und händ en läbig versotte, as Huut und Hoor vonem gfaaren isch. Und s isch em gar rächt gschee. Chuum aber händs en gricht gha, do händ Angst und Eländ in der Stadt erst rächt gregiert. Denn ebe der bös Gast, wo läbig scho alles a Füür und Schwärt het wellen uusliifere, het au no sim Tod noonig ufghört. In der Gestalt vomene Pudel oder vonere schwarze Chatz isch er mit füürigen Auge dur alli Gasse gloffe. Wer em zuefelligerwiis um en Eggen umen entgääge gloffen isch, oder wer erst no der Bätziit hei cho isch, de het die ganz Nacht nümme chönne bätten oder schloofe. S isch em gsii, de ganz Sunnebärg ligg em ufem Häärz. Doch das alls isch no lang nit gnueg gsii. Wenn a dene Winterööbe, bsunders in der Adväntsziit, wo si jeeden uf d Wienacht vorbereitet, d Bürgerslüüt mit iirne Chinder ume Tisch gsässe sin und Legände gläase hän oder e Roosechranz zäame bättet, so het do z eimole der Gast vo de Gass undenuuf sis gruuslig Gspängstergsicht dur d Fäister duure gstoossen und iegstreckt. Und i hätts niem groote, öppe d Fäister wellen uufztue und em noozluege, woner hiigiengi. Er hätti si Wunderfitz gwüss tüür müesse büesse. Denn der Chopf wär em uufgchwulle wie ne Chäärneviertel, und er hätt en nümme zum Fäister iine brocht.

Mängs liebs langs Joor isch es eso gange. Do äntlech het e fromme Kapuziner de wüest Gast ine benedeit und ine bannet in e Burgunderschlegel und het en sälber uusetreit in Grüttgraaben und döört am Rii wiit usse verlochert, tief in der Äärde. Aber es het der Gast halt au dort jetz no kei Rue und loot anderne Lüüten au e keini. Wer jetz no über sälle Graabe gumpe will, chunnt gwüss nid üübere. Und alli Joor an der Wienacht, wens znacht am zwölfi mit allne Glogge lüütert, so chunt er allimol em Städtli um so vil nööcher, as e Güggel uf eim Fuess mag laufe, und do brüelet er derzue, ass zringsum der Äärdboode kracht. Chunnt er emol bis zum Obertor ie, so hei mer der Jüngsti Daag. Min Grossvater sälig het mer mängsmol gseit, de Gast sei jetz scho bis zum Roosegässli füüre choo, ussevor an de Dreikünige, grad hinderem Dreifaltigkeits-Chäppeli; und do isch es numme no öppe zweihundert Schritt in d Stadt iine. Und wenn do d Wallbacher oder d Schwörstetter Schifflüüt so ame chalte Winteroobe still ufem Rii derab faare, so ghöre sis gruuslig brüele. Denn mache si s Chrüz und bätte. Denn es isch der bös unrueig Gast, wo in der Öödi uss sis Fägfüür no nid rächt gfunde het.

227 **Der Lälli**

Zu jener Zeit, als die Schweden die Stadt belagert hielten, bestachen sie drinnen einen reichen und gewalttätigen Bürger mit einer grossen Summe, dass er ihnen die Festung in die Hände spiele. Dies war der Bürgermeister Gast, der da auf der Herrenmühle sass. Nachts um elf Uhr öffnete er dem Feind beim Storchennestturm ein Tor und liess einen nach dem andern leise herein, bis sich zuletzt bald eine Schwadron Schweden innerhalb der Mauern befand. Und weil er vorher die Strasse vorsichtig mit Spreuer bedeckt hatte, vernahmen die Einwohner den Huftritt nicht und schliefen fort. Aber in jener Nacht wandelte die Mutter Gottes auf den Ringmauern und richtete alle Uhren von zwölf Uhr, zu welcher Zeit die Schweden anrücken sollten, auf morgens vier Uhr, da die Handwerksleute aufstehen. Als mit diesem Glockenschlag die Gesellen der Knappenschmiede, die beim Storchennestturm lag, zur Werkstatt gingen, wateten sie erstaunt durch lauter Spreu. Aber sogleich bemerkten sie auch den Haufen Feinde in Pickelhauben und Brustharnischen, die still am Tor standen. Da griff ein Schmiedemeister zum grossen Hammer und rief seinen Burschen zu: «I gsee scho, iiri Huube si nid rächt gschmiidet, si händ d Hämmer no nötig!» Nun folgte augenblicklicher Lärm. Die Bürger sprangen allenthalben herzu, und wer von den Reitern nicht entrinnen konnte, wurde erschlagen. Ein anderer Teil der Einwohner eilte auf den Sammelplatz zum Rheintor hinab. Mit Zorn sah man, dass hier die Fallbrücke niedergelassen war, und zog sie schnell wieder auf. Als nun hier der Feind im Dunkeln ebenso anmarschierte und statt der verhofften Brücke einen Abgrund voll strömenden Wassers vor sich fand, riefen seine ersten Reihen den nachdrängenden Kameraden zu: «Z'ruck, z'ruck!» Diese aber verstanden: «Druck, druck!» und drückten mit solcher Heftigkeit nach, dass sie ihre eigenen Leute in den Strom stürzten. Erst als sie den Rhein voll Sturmhüte schwimmen sahen, bemerkten sie den Irrtum und flohen. Damit war die Gefahr abgewendet, nicht aber die Hungersnot. Das Korn im Feld hatte man unreif schneiden müssen, um nur dem Feind zuvorzukommen. Es soll gar sieben Jahre lang in der Gegend kein Pflug mehr geführt worden sein. Als man die Spreu, die den schwedischen Reitern gestreut worden war, von der Gasse in den Rhein warf, fischten die ebenfalls hungernden Schweden den vermeintlichen Weizen auf und wurden um so gieriger nach den grossen Vorräten, die sie in der Stadt vermuteten. Dies brachte die Bürger auf eine List. Sie hatten nur noch eine Kuh und ein Viertel Korn im Ort. Das Tier war schon so abgemagert, dass sich daran das noch übliche Sprichwort knüpfen soll: «Driiluege wie d Chue im Schwedechrieg.» Sie gaben ihr das Viertel Korn zu fressen, umwickelten ihr das eine Horn mit einer Flachsriste und das andere mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand:

*So ring, as die Chue leert spinne,
Wird der Schwed Riifälde gwinne.*

So jagte man die Kuh zum Tor hinaus. Als der Feind sie schlachtete, fand er verwundert die Menge Frucht in ihrem Magen. Er meinte also diesen Ort nicht aushungern zu können und zog ab gegen das Nachbarstädtchen Laufenburg. Alle Rheinfelder aber waren überzeugt, dass der misslungene Handstreich gegen das Städtchen von einem der Ihrigen herrühren müsse. Sobald nun der Feind fort war, versammelten sich Rat und Zünfte und hielten Umfrage, welche Strafe den Verräter treffen müsse, wenn man ihn je entdecken würde. Bürgermeister Gast hatte hier zuerst seine Stimme abzugeben und suchte nun den Verdacht dadurch von sich abzuwenden, dass er sogleich das höchste Strafmass beantragte:

Me söttne z Rieme verschniiden und im Öl versüüde.

Man nahm ihn bei seinem eigenen Wort und zwang ihn, sein Verbrechen endlich zu bekennen. Er sollte also in einem Kessel siedenden Öls getötet werden. Es brauchte noch Zeit, bis man in der Nachbarschaft so viel Öl aufgebracht hatte, denn gar viele Dinge waren durch die Kriegszeit aufgezehrt worden. Endlich wurde Gast in den Kessel geworfen und gesotten. Als von anderthalb Saum kein Tropfen mehr übrig war, sprang ein schwarzer Hund aus dem Kessel und eilte davon. Nun begann eine neue Not im Städtchen. Der Böse trieb sich als Schimmel um oder trieb als Hund die Herden auseinander. Auf der Strasse wälzte er sich den Leuten als Mehlsack zwischen die Beine, und nach Betzeitläuten erkletterte er die Ringmauer, schaute den Leuten im oberen Stockwerk ins Fenster und verhöhnte sie durch Herausrecken der Zunge. Daher bekam er auch den Namen Lälli. Streckte einer nach dem Läuten der Torglocke noch den Kopf neugierig zum Fenster hinaus, der brachte ihn gewiss nicht anders als wie ein Malter geschwollen wieder zurück. Und immer pflegte der Geist bei solchem Unfug drohend zu rufen: «Ich wills euch entgelten!»

Ein Pater musste ihn schliesslich in eine Glasflasche bannen. Man verstopfte sie und brachte sie in den Grütgraben, eine Wüstung am Rheinufer, die eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist. Vorher aber musste man mit dem Unhold eine förmliche Übereinkunft treffen, und der gespenstige Hund unterschrieb sie mit der Pfote. Von seinem Kiesgraben gegenüber Beuggen darf er sich der Stadt jährlich um einen Hahnenschritt nähern. Alle dreissig Jahre aber wird er mit sämtlichen Glocken der Stadt um dreissig Mannsschritte zurückgeläutet. Gleichwohl ist er jetzt schon bei der Dreifaltigkeitskapelle angelangt. Andere sagen, sogar schon im Rosengässli, nahe beim Wirtshaus zu den Drei Königen. Ist er einmal wieder im Tor, so bringen ihn kein Kapuziner und kein Jesuit mehr hinaus.

Am Tag kann man ihn sehen, wie er im Graben liegt, zusammengeschrumpft in der Weingeistflasche. Ein unwissender Hirtenjunge öffnete sie einmal, da brach eine ganze Herde Schweine daraus hervor und jagte seine eigenen in die Flucht. Nachts fliegt er als Strohgarbe von einem Grabenende zum andern. Auf seiner Bahn lässt er Geld fallen, es ist aber nichts als Trug und Schein. Gar manche Bewohner des rechten Rheinufer lassen sich heute noch ihre Furcht vor dem Geist nicht nehmen. Sie bringen mit seinem Namen sogar ihre unruhigen Kinder in den Schlaf, und will man sie tadeln, so sagt man etwa: «Du wüeste Gast!» Wenn die Schiffer aus dem Schwarzwald früher zwischen Weihnachten und Neujahr den Rhein hinabfuhren und von der Schweizer Seite her das Krachen des Eises hörten, so sagten sie: «Der Gast brüllt wieder.»

228 Wie sich Rheinfelden durch List rettete

Vor dreihundert Jahren war ein langer, schrecklicher Krieg. Da kamen die Schweden aus ihrer fernen nordischen Heimat bis an unsern Rheinstrom herab. Sie waren ein kriegerisches Volk. Die Leute hiezulande fürchteten sich darum und wollten rechtzeitig vorsorgen. Sie ernteten ihre Feldfrüchte, ehe sie reif waren.

Auch die Rheinfelder schnitten ihre Frucht ab, bevor die Halme gelb und die Körnlein hart geworden waren. Und sie taten gut daran, denn kaum waren sie mit der Ernte fertig, stand der Schwede mit Ross und Mann vor ihren Toren und schloss das Städtchen ringsum ein. Auf dem Stoppelfeld aber errichtete er sein Heerlager mit vielen Zelten. Er wollte nicht wegziehen, bis Rheinfelden in seinen Händen wäre.

Die Bürger verteidigten sich tapfer. So oft auch die Stadtmauern bestürmt wurden, die Feinde mussten jedesmal unter dem Spott der Rheinfelder abziehen. Da schwor sich der schwedische General, er werde nicht weichen, bis das Städtchen erobert sei, und wenn er es aushungern müsse. Gerade das war es, was die Stadtbürger fürchteten. Es waren keine grossen Vorräte vorhanden, und die halbreifen Getreidekörner waren in der Mühle arg zusammengeschrumpft. Das Mehl, das daraus gewonnen wurde, hätte kaum gereicht, um dem Müller den Mahllohn zu bezahlen. Es ging auch bereits gegen den Winter.

Um die Belagerer zu täuschen, sammelten sie die wertlose Spreu und warfen sie in den Rheinstrom. Das sahen die Schweden und meinten, es habe noch grosse Vorräte in der Stadt. Es herrschte aber zuletzt bitterer Mangel. Alle Tiere waren geschlachtet, und die Vorräte gingen zu Ende. Seit Wochen hatte man sich nicht mehr satt gegessen. Nur

noch wenige Tage, und man musste sich dem Feind ergeben, wenn man nicht mit Weib und Kind an Hunger sterben wollte. Es war nichts mehr übrig als ein Viertel Korn und eine abgemagerte Kuh. Diese sah so elend aus, dass seit jener Zeit ein Sprichwort heisst: «Driiluege wiene Chue im Schwedechrieg!» Man beschloss, diese Kuh den Schweden auszuliefern. Vorher aber gab man ihr noch das Viertel Korn zu fressen, dann jagte man sie zum Tor hinaus. Um eines der Hörner hatte man ihr einen Zettel gewickelt, auf dem geschrieben stand:

*So schnell wie diese Kuh lernt spinnen,
wird der Schwed Rheinfelden gewinnen!*

Als die schwedischen Soldaten das magere Tier erblickten, fingen sie es ein und schlachteten es. Sie waren verwundert, als sie in seinem Magen eine Menge Korn fanden. Der schwedische General sagte: «Wenn da drinnen das Vieh noch so viel Getreide zu fressen bekommt, so haben die Leute noch lange keinen Mangel an Brot.» Die Belagerung von Rheinfelden war ihm auf einmal verleidet. Er liess noch am gleichen Tag das Lager abbrechen und rückte weiter rheinaufwärts gegen Laufenburg.

229 Ein Schneider befreit Rheinfelden

Wo die Not am grössten, ist gewöhnlich ein Schneider am nächsten. So war es vor Zeiten auch in Rheinfelden. Wochenlang lag der Schwed schon vor den Mauern und Wällen des Städtchens. Ständig krachten Harkebusen, brüllten die Kanonen und surrten die Pfeile. Doch vergebens, die schwersten Kugeln prallten ab wie Schneebälle, die Festung war nicht einzunehmen. Doch ein anderer Feind nagte langsam im Innern: der Hunger. Wohl zogen die Wächter den Leibriemen immer fester an, das leere Gefühl liess sich nicht vertreiben. Damals wohnte beim Tor ein Schneider. Schon hatte er seinen Ziegenbock geschlachtet und verzehrt und betrachtete sinnend die blanken Knochen und das aufgehängte Fell. Da kam ihm ein guter Einfall. Er nahm das Fell herunter, kroch hinein und nähte es von innen kunstfertig zu. So angetan, kroch er auf die benachbarte Ringmauer, ahmte Meckern und Bewegungen des Bocks kunstfertig nach und suchte emsig nach ein paar Halmen zwischen den Scharten. So erblickte ihn die schwedische Wache. Dem Soldaten lief das Wasser im Mund zusammen, denn längst ging es auch im schwedischen Lager schmal zu. Schon hob er die Waffe, um sich des saftigen Bratens zu versichern, als unser Schneider auch schon den Pfeffer roch und sich blitzschnell auf die innere Seite der Mauer kollern liess. Der Soldat machte bei der Ablösung von dem



Ein Schneider in Ziegenfell befreit Rheinfelden

Viktor Hottinger

Vorfall Meldung an den Wachtmeister. Dieser rapportierte an den General, der erklärte: «Wenn Rheinfelden noch so viel Vieh in der Stadt hat, dass der Ziegenbock noch frei herumlungern kann, so werden wir die Stadt nie erobern können.» Er liess die Belagerung aufheben und zog weiter nach Laufenburg. Zur Erinnerung an diese Tat durften in Zukunft alle Schneider zu Rheinfelden den Geissbock im Wappen führen, und eine Gasse der Stadt heisst heute noch Geissgasse.

230 Der Messerturm

Der dreieckige Turm bildet den Abschluss der östlichen Ringmauer und steht noch heute hart am Rheinufer. Es war ursprünglich der Folterturm, wo im oberen Stüblein, in der Folterkammer, die Gefangenen peinlich befragt wurden, wenn sie nicht reumütig gestanden. Später hiess der Folterturm auch Diebsturm oder Messerturm. Die Sage hat sich der unheimlichen Vorgänge im oberen Stüblein bemächtigt und weiss von einer Einrichtung zu erzählen, wonach unter dem Gefangenen, der beseitigt werden sollte, sich eine Falltüre öffnete, sodass er durch einen mit Messern bespickten Schacht hinunterstürzte und in Stücke zerschnitten von den Wellen des Rheins fortgeschwemmt wurde.

231 Das untergegangene Dorf Höflingen

Zwischen Rheinfelden und Magden lag vor Zeiten ein Dörflein, das Höflingen hiess. Heute ist es spurlos verschwunden. Das kam so: Eine mächtige Feuersbrunst äscherte in einer wilden Sturmnacht alles ein. Fast alle Bewohner kamen in den Flammen um. Nur drei Frauen konnten sich retten. Diese waren sehr reich, denn ihnen gehörte der ganze Steppberg. Aber trotzdem hatten die drei Frauen kein Stück Brot mehr zu essen. In ihrer Not wandten sie sich nach Magden und baten um Aufnahme. Gerne hätten die Magdener sie aufgenommen, doch sie hatten gerade selber eine Hungersnot und deshalb nichts zu beissen. Traurig zogen die Frauen weiter und klopfen ans Tor der Stadt Rheinfelden. Freundlich wurden sie dort aufgenommen und mit Lebensmitteln versorgt. Sie blieben dort und schenkten aus Dankbarkeit der Stadt den ganzen Steppberg.